



Feierabend



Butoire.

Von Henri Barbusse.

Butoire schlief auf dem Grund des jämlichen Vorpostengrabens — zehn Schritte war er lang und nur einen Schritt breit. Der Soldat lag zornmengerotet wie ein Murmeltier in seiner Hölle auf dem nassen Boden.

Er war ein guter Soldat und ein guter Mensch, aber er hatte eine Schwäche für Essen und besonders für Trinken. Alle Stunden, bei Tag und bei Nacht, trank er aus seiner Feldflasche, manchmal sogar noch öfter. Natürlich sagte er sich, daß er unklug handelte; aber er sagte es sich erst, wenn seine Feldflasche und infolgedessen, nach den Befehlen der Logis, auch seine Börse leer war. Wenn er gekranket hatte, tat es ihm immer leid. Er schüttelte den Kopf, runzelte die Augenbrauen und murmelte: „Das war nicht recht!“ Seine Zerkürzung war echt. Selbst wenn er einen „Affen“ hatte, schlief er niemals ein, ohne reumütig an Adele, seine Frau, und an sein fernes Gärtchen zu denken, in dem rings um einen Tisch chinesische Astern blühten.

Um erdrossen trocken erst Füße und dann der wachhabende Sergeant Metreure aus dem kleinen, niedrigen Unterstand; der Eingang war so eng, daß ein Taschentuch dazu genügt hätte, ihn zu verhängen. Der Wachtbuhende schlich zu den Soldaten und fragte: „Nun, was gib't's, Kinder?“ Und dann: „Wer kommt heute nacht mit auf Patrouille?“

„Zu Befehl, Herr Sergeant!“ meldete sich Butoire. Auch andere meldeten sich: „Zu Befehl, ich gehe mit!“

Als der Abend sich herabsenkte, sah Butoire in seinem Grabenloch und begann, sich gemächlich vorzubereiten. Er unverschämte sein Gewebe u. seine Schutzbekleidung. Der Himmel war leicht ge rüdt und die Stern. leuchteten nur ver schwommen. Sie wurden von dem glühenden Gewirr der Granaten überstrahlt.

Jetzt schlichen ein paar Schatten auf den kleinen Posten zu. Sie hielten sich platt an der verwühteten Erde und schlepten eine Last mit sich. Bald verbreitete sich der Geruch von warmer Suppe.

Die Abteilung brachte Linsensuppe und auch Wein. Butoire kaufte sich Wein, weil er die Linsensuppe nicht mochte, füllte seine Feldflasche und legte sie neben sich. Sie war verkorkt und schien mit ihm zu liebäugeln.

Butoire gab nach. Zuerst trank er nur ganz wenig, eigentlich gar nichts; er berührte die Flasche nur mit dem Munde.

Es war eine schöne Feldflasche. Sie faßte zwei Liter; in jener Zeit waren so große Feldflaschen an der Front selten. Sie hatte früher einem Marokkaner gehört. Ein geschickter Kolbenschlag hatte ihr Fassungsvermögen auf zweieinhalb Liter erhöht.

Die Kameraden wußten es, nicht aber die Stabsleute, so daß Butoire, wenn es in der Stappe Wein vom Faß gab, immer noch etwas betrunken war als die andern.

Sergeant Metreure sah sich im Halbdunkel die vier Leute an, mit denen er auf Patrouille gehen wollte. Butoire lehnte am Rand, hielt sich krampfhaft aufrecht und bemühte sich um gute Haltung. Der kleine Trupp kletterte aus dem Loch und zog geduckt und mit gebeugten Knien los. Butoire war der letzte. Er fühlte sich unsicher und patzierte im Dunkeln durch den Schmutz, als ob er Wasser wäre. Mit jähem Willen hielt er sich aufrecht. Er durfte die Verbindung mit der Patrouille nicht verlieren.

Die Trunkenheit, gefördert durch die frische Nachtluft, umnebelte seine Sinne. Er kam sich vor wie auf hoher See. Die Füße wurden ihm schwer und zogen ihn zur Erde. Er war noch keine zehn Minuten gegangen, als er an das Flußufer kam, das er kannte. Da merkte er, daß er die andern verloren hatte, und fühlte voller Angst, wie er im Geheh einschliefe.

Schließlich trübten sich seine Gedanken, durch seinen Kopf liefen noch schwache Spuren des Willens; aber bald fielen ihm die Augen zu, und er schlief ein. Als er aus einem wüsten Traum wieder erwachte, braunte sein Gesicht, in seinem Schädel hämmerte wilder Schmerz, und brennender Durst peinigte ihn. Er wußte nicht mehr, wo er war, und kaum noch, wer er war.

Da ließ ihn ein Geräusch aufhorchen, das durch die schreckliche Nacht an sein Ohr drang. Sein Instinkt, in mancher Nachtwache geschärft, arbeitete trotz des wirren Durcheinanders seiner Gedanken. Er war vielleicht — so sehr war er gewöhnt, stets zu horchen — durch das Geräusch aufgeweckt worden. Er fühlte, daß etwas Gefährliches geschah.

Angefeselt und ächzend kroch er mit eckigen, unsicheren Bewegungen vorwärts. Er

glaubte, die Augen müßten ihm aus dem Kopf treten. Als er die Höhe erreicht hatte, welche die Mäse beherrschte, drang ein fremder Gesang über den Fluß.

Diesen Weg entlang bewegten sich Schatten durch die Nacht — es mußte eine deutsche Patrouille sein.

Die Patrouille schlich über die Wölbung eines großen, schwarzen Gebildes, das die tintigen Wasser des Flusses überspannte. Es war die Brücke von Bashi. Butoire erkannte sie trotz der dunklen Nacht so deutlich, daß er ihren Namen nur schauernd aussprach. Ein Frösteln überfiel ihn.

Aber plötzlich richtete sich seine gespannte Aufmerksamkeit auf das Geräusch, das er schon vorher gehört hatte, und das inzwischen herangekommen war. Seine Blicke tasteten durch die Dunkelheit. ... Da sah er, kaum zwanzig Schritte unter sich, einen Deutschen, der langsam auf den Knien den Abhang erkletterte.

Der feindliche Soldat hielt sich rechts im unruhigen Schatten der Uferböschung vor den starren Augen Butoires. Der hatte inzwischen das Gewehr angelegt, zielte nur flüchtig auf den nächstnennenden Körper und schoß. Der Deutsche, der auf allen Vieren vorwärtsgekrochen war, sank zusammen und blieb liegen.

Der Knall schlug mit langem Echo durch die Nacht. Nun fühlte sich Butoire beruhigt und spürte auch, wie der Weiranfuch aus seinem Körper wich. Eine Weile lauschte er mit angehaltenem Atem. Ein paar Kanonenschüsse donnerten — jeder Schuß schien einen weiten auszulösen — und aus den Rohren blitzte bei jedem Schuß ein roter Strahl. Sonst war alles ruhig.

Er entsann sich seiner Pflicht, sich um die Wunde zukümmern und sie zu durchsuchen. Dann wollte er zur Stellung zurückkehren. Das war ein Kinderpiel. Butoire freute sich, daß man ihm unter den Bedingungen keinen Vorwurf machen würde, die Patrouille verlassen zu haben.

Mit aller erdenklichen Vorsicht schlich er auf Händen und Knien vorwärts, schob das Gewehr immer vor sich her, übertrug ganz flach an der Erde die Böschung und stieg auf der andern Seite wieder hinunter. Er gelangte schließlich zu dem Deutschen. Der Mann war tot. Seine Hirnschale sah aus

wie ein rotes, zerfchlagenes Ei. Butoire unterfuchte vorfchriftsmäßig die Kleider und Waffen. Plötzlich fprang er auf und ftieß einen unterdrückten Schrei aus. Dann lief er wie närrifch im Kreife und fhwenkte einen Helm in der Hand. Ohne der Gefahr zu achten, brüllte er laut auf. Sein Opfer war ein franzöfifcher Soldat!

Butoire hielt im Laufem inne und fant in Schreden und Angst neben der Leiche zu Boden. Er ftürzte den Kopf in die Hände und fchluchzte. Immer wiederholte er diefelben Worte: „Ich habe ihn getötet, weil ich befoffen war. Wäre ich nicht befoffen gewesen, hätte ich ihn nicht getötet!“

Beim Blute des Heilands, wer hatte ihm nur gefagt, daß es ein Deutfcher fei? Keiner! Er hatte es, ohne nachzudenken, angenommen, weil der Kletterer von dem andern Ufer der Aifne gekommen war. Butoire hatte angelegt, obwohl es kaum möglich gewesen war, in dem hufchenden Schatten einen Menfchen zu erkennen. Er war eben befoffen gewesen!

Er blieb auf der Erde liegen. Seine fhlotternde Angst wuchs von Minute zu Minute. Es wurde ihm abwechfelnd heiß und kalt. Er wußte nicht, was er tun follte. Er kam auf den Gedanken, rafch zur Stellung zurückzukehren und fich anzugeigen. Er fand auf und machte drei Schritte. Auf feinen Lippen formte fich fchon der Satz, den er fprechen wollte: „Herr Sergeant, ich bin ein Schuft!“

Aber unwiderftchlich kehrte er zu der Leiche zurück, brach neben ihr zufammen, betastete fie, hob fie auf und umarmte fie.

Es wurde immer heller. Lange Baumftämme lagen um den verfluchten Ort. Als es vollends Tag geworden war, sah er aufrecht und unbeweglich auf der Höhe der Böfchung. Bald flafchte eine Kugel gegen feinen Mantel. Er ftöhnte erleichtert auf, fiel auf die Knie und fant zurück.

Er erwachte, ganz in Weiß gehüllt, in einem kleinen, hellen Schulfaal, der zu einem Hofpital umgewandelt worden war.

Ein Kranker, der fchon beffer auf dem Poften war als die anderen, fchlurfte in al-

ten Schuhen umher. Als er sah, daß Butoire die Augen aufschlug, trat er zu ihm und fprach ihn an:

„Na, da guckst du ja wieder. Es geht dir wohl beffer. Weißt du denn fchon, daß fie dir die Militärmedaille unten an den Strohhack geheset haben? Große Eile haben fie damit gehabt, gleich am selben Morgen. Der Boche in franzöfifcher Uniform hatte Papiere von großer Wichtigkeit mit. Ich helfe hier ein bißchen. Ich könnte eigentlich mehr machen. Aber es ist halt fo im Leben; je mehr du machst, um fo weniger giltst du.“

„Ja,“ murmelte Butoire. Er fhloß wieder ein; denn er war nicht imftande, alles zu verftehen. Sowie auf einmal konnte er nicht fapieren und in feinem Gehirn verarbeiten. Rauf und nach begriff er alles. Die neue Tafache veränderte ihm das Bild der Welt, und er drückte das Ereignis in dem einen Wort aus: „Ich war ein Schuft und bin jetzt ein Held!“ Ein Held! Er irachte. Mit Borne erwachte er wieder zum Leben. Seine ganze Umgebung fhien in fonntäglichen Putz zu leuchten.

Warum?

Laß die heiligen Parabeln,
Laß die frommen Hypothesen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umfchwelz uns zu löfen.
Warum fhleppi dich blutend, elend,
Unter Kreuzlaft der Gerechtigkeit,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlichte?
Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unfer Herr nicht ganz allmächtig?
Ober treibt er felbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.
Also fragen wir betäubig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?

Heinrich Heine.

Der letzte Verwundete.

Der letzte Verwundete des Weltkrieges wurde dieser Tage aus der chirurgischen Station des Landkrankenhauses in Juida entlassen. Er war seit 1918 ohne Unterbrechung in ärztlicher Behandlung.

Diese kleine Notiz fang kürzlich durch die Presse . . . als Kuriofum. Sie verriet weder den Namen des Kranken noch die Art seiner Verwundung. — Ob einer länger darüber nachdachte, als er das las?

Ein Reflex des großen Weltbrandes; man rechnet: . . . da war er ja volle zehn Jahre im Krankenhaus . . .

Nein, die Rechnung ist falsch. Nicht zehn Jahre war er in jenem Haus, in dessen Räume Hoffnung und Verzweiflung einander täglich begegnen. Es war mehr: er sah zehnmal den Frühling wachen und den Herbst verdämmern. Das ist wohl mehr. Der Krieg fant zurück. Die Schleiern trauernder Witwen verfhwand, Mädchen lösten sich von jenem vermeintlichen Ende: er kommt nicht wieder; Kinder fragten fetzener nach dem Vater, dessen letzter Brief im obersten Fach der Kommode liegt und nun allmächtig vergilbt.

Die Welt raft mit ihrem Maschinengeficht, das sich nicht rückwärtswenden will, in eine neue Zeit. Nur hin und wieder erblüht dieses Maschinengeficht eine Warnungstafel, die einjam an Kreuzwegen steht: . . . 2. August 1914 . . .

Champagnefchlacht: . . . Verdun . . . Somme . . . Ypern . . . Chateau Thierry . . .

Namen und Zahlen gleiten zurück wie gestorbenen. Immer fchwächer ziehen die Reflexe aus jener vierjährigen Mordnacht am Firmament des Weltgefchehens auf. Keiner verweilt. Die Zeit zerpfündt ihn in tausend Hände, die nach Brot greifen müssen.

Der Verwundete im Landeskrankenhaus in Juida hatte wohl etwas mehr Zeit. Tag und Nacht fand ihm Gefchwifter geworden, nicht Zeitbegriffe. Und so wurde er blutverwandt mit jenen Tagen und Nächten, in denen er vergessen mußte, Mensch zu fein. Die anderen dachten zurück, er fühlte zurück; fein Leiden war der stumme Weggenosse, die Frage: warum? Zehn Jahre — zehnmal Frühling — zehnmal Herbst, da lernt man nachdenken. Und vermag es nicht zu begreifen, wie fern jetzt schon trotz aller Leitartikeln, trotz aller Reden, denen diese Zeit des Mythosens liegt, die sie damals verfluchten und die goldene Altäre gelobten, wenn das Wort Friede in einer linden Nacht Wirklichkeit geworden wäre. Wird ihm die Welt nicht flacher, nicht lächerlicher in all ihrer Tragik geworden sein?

Und er ficht: Sie hastet an Abgründen vorbei. Ein Zug blinden Schicksals? Wer ficht an den Weichen? Wer kennt die Haltefignale? Wer beachtet fie? Weiter geht die Fahrt, und wie wenige achten darauf, wohin der Schienenftrang führt. Wer im Speifewagen des Lebens fith, fühlt sich am ficherften, bis Katastrophen werden Speifewagen felten zertrümmert . . .

In langen Nächten kommen Verwundete auf quergelagerte Gedanken. Die Zeit räumt fie als Hindernisse weg, aber lagen fie nicht in der gleichen Richtung wie vor zehn und mehr Jahren, unsere eigenen Gedanken? Wenn Wunden vernarben, klopft das Vergessen an?

D. F. Heinrich

„Haben Sie gelesen, daß . . . ?“

Der Reporter — das war früher der Stadtreisende in Kenigleiten. Jemandwo war ein Pferd gestürzt. Dahin ftürzte auch der Reporter. Er fchrieb auf, wenn das Pferd gehörte, nach wieviel Minuten die Feuerwehr ausrückte. Er befcheineigte dem Zuschauer, dabeigewesen zu fein und den Lesern, nichts verfannt zu haben, weil fie nicht dabeigewesen waren.

Dem Reporter gehörten ausgefranfte Ho-

jen, große Redakteure Pfeuigzeilenhonore.

Aus befferen Tagen: Empfangen von Fürftlichkeiten, Naturkatastrophen, erstem Schneefall oder chrißlichen Feiertagen machte der Redakteur eigenhändig ein Feuilleton. Ein Gebilde, aus Tafachen, persönlichen Meinungen und staatsrechtlicher Philosophie kunstvoll zufammengedielet.

Der fimple Reporter plagte vor Reid.

Jeder Stand hat feine Schicksalskurve.

Der Reporter hat die Zeit hochgeriffen. Das Feuilleton (der Redakteur natürlich nicht!) fith auf dem absteigenden Ast.

Die Gegenwart zieht den Bogen dem Dichter, die Tafache der beftimmlichen Spekulation vor. Damit hat fie Recht, denn der Dichter dichtete meistens unglaubwürdige Märchen, während die Majestät der Tafache unangreifbar ift.

Der Reporter wurde jetzt in beffere Spalten eingerückt.

Er wurde der Chronift des nüchternen Weltgefchehens.

Damit wuchsen die Ansprüche an feine Fähigkeiten. Er mußte lernen, komplizierte Ereignisse der Sachwelt mit einem Blick zu überfehen, fie richtig, d. h. ohne Phantaftebeimengung, in größere Zufammenhänge einzufledern, ihnen das Weftentliche im Nu anzumerken und alles in eine knappe, gegenftändliche, präzise Sprache zu bannen, in der noch das Erlebte unmittelbar lebendig nachjütern foll.

Das ift ungeheuer fchwer, bedingt eine Sonderbegabung und mancher lernt's nie.

Auf den entfeffelten Reporter, den nicht mehr die enge Abhängigkeit von Redakteursquaden quält, lantern mancherlei Gefahren. Er kann der Zensurationskommission verfallen, indem ihn nur noch Spizeneifnungen des lächerlichen Zufalls interessieren, tolle, ausgefallene Sachen, die fo unwahrfcheinlich find, wie das große Los in der zwölfköpfigen Proletariatsfamilie. Dann liebert er feinen Zeitungen zwar knallige Schlagzeilen, aber der zeitronifche Wert der Meldung fitht dahin.

Oder er beginnt planlos zu rajen. Er nimmt den Erdball unter feine Zügelfeuch und rufcht nurahig auf ihm herum, wie ein Schütler, der mal hinaus muß. Natürlich: überall gibt's was böheres zu fehen. In China fhachtet man Hühner anders als am Zumatra, in Leipzig trinkt man anderen Kaffee als in Konftantinopel. Was ift fchon daran . . .

Eufige Kurzgeschichten.

Der richtige Reporter, wie er sein soll, sieht mit unbefestigten Augen. Er berichtet unbeständig, aber die Tinte, mit der er schreibt, ist trotz allem Blut, Blut im Körper eines Menschen, den Gestimmung zum Charakter macht.

Es gibt aber heute nur eine einzige wahrhaftige menschenwürdige Gestimmung: das ist die sozialistische. Und daher gibt es nur Reporter von Bedeutung, wenn sie zugleich Sozialisten sind.

Egon Erwin Kisch und Tucholsky haben den Typ herausgearbeitet. Jeder auf seine Weise, jeder für sich gültig. Der junge Nachwuchs muß bei beiden das ABC des zeitgemäßen Berichterstatters gelernt haben, will er selbständig weiterstreben.

Viele bleiben in der Nachahmung haften. Das läuft sich rasch tot.

Wenige finden ihre eigene Straße. Dann geht es rasch voran. Zu diesen Wenigen gehört Erich Gottgetreu, von dem der Verlag F. S. Diez Kisch, Berlin, soeben ein Buch gesammeltster Reportagen unter dem Titel „**Haben Sie gelesen, daß . . . ?**“ herausgebracht hat.

Die dreißig kurzen Tatsachenberichte, die das Bündchen bietet, springen quer durch Europa und auch hinüber nach dem näheren Orient. Stürzt sich Gottgetreu an so verschiedenen Schauplätzen in wilde Feindesabenteuer . . . ? Nein. Er steht draußen in der Menge vor dem Gefängnistor, als drinnen einer hingerichtet wird. Er sieht zu, wie sich die Zylinder am jagenhaften Schannonfluß ein Kraftwerk bauen lassen. Er ist Passagier eines Dampfers, der vor Helsingfors auf Spritischmuggler jagt (aber es gibt keine Toten, es geht ganz gemütlich zu). — Er schlendert am Pier von Marjelle entlang und gerät unter französische Soldaten, die ins Schiff verladen werden. Er verbringt einige Tage unter den tapferen jungen jüdischen Siedlern in Palästina.

Alles das sind keine Sensationen, die wie erschreckte Frösche in den Teich des Unwiderbringlichen hüpfen. Es sind Situationen, die jedem von uns offen stehen, die jeder nachleben kann, wenn er nur will. Man darf sie prüfen.

Man darf sie prüfen: sie halten jede Frage aus! Das gilt für den Wert der Reportage.

Wie sie dargestellt sind, in eindeutiger, knapp formulierter und doch klingender Sprache, wie sie fast in jedem Satz die klassenkämpferische Energie des Beobachters spüren lassen, ohne daß ein einziges, billiges Erfolgs verheißendes Schlagwort durchdringt, das gilt für den Wert des Reporters. Manche dieser kleinen Sachen sind gedichtete Realistik und realistische Dichtung ideal verhochzeitet.

Genug Reportage über ein gutes Buch, das sich durch die Lektüre besser empfiehlt als durch Anpreisungen, die schon ins Kreuzzugistische und mißlich ins Unzeitgemäße ausquarten drohen. W. Kling.

Gedanken-Splitter.

Kurt Eisner-Worte.

„Wenn es in den Menschen der Heldenmut der schöpferische Arbeiter gewesen wäre, der in den letzten Jahren millionenfällig angewendet wurde, um zu zerstören, zu verwüsten, zu mordeten, zu verstimmen, wenn es die Menschen soviel Selbennut, soviel Freiheit aufgebracht hätten, wenn es die Jugend, die in ungezählten Scharen hinausgeströmt ist, um die Länder zu verwüsten, ihr junges Leben zu opfern, jenen Heroismus besessen hätte, um Menschheit zu erkämpfen, dann wären wir heute eine andere Gesellschaft.“

(Aus der Rede an die Basler Studenten, 1919.)

a) Eine ausgezeichnete Erfindung.

In jenen seligen Kriegszeiten, wo man in den neutralen Ländern nach zwei Seiten Geschäfte machen konnte, hatte es auch in Schweden der eine oder andere Obenichts zu Reichtum und Ansehen gebracht.

So einer ist nun Herr Kalle Pettersson in, nun ja, der Name tut nichts zur Sache. Er hat sich dort ein altes feudales Schloß gekauft und es auf das allermodernste und überladenste eingerichtet. Als ehemaliger Maurer glaubte er nämlich, viel von Architektur zu verstehen. Wie dem auch sei, bei seinen Millionen brauchte er jedenfalls keine Kenntnisse mehr. Das Schloß steht da, mit allem, was dazu gehört.

Neulich zeigte er mit einem ehemaligen Berufskollegen, dem er zufällig nach Jahren wieder begegnete, seinen Besitz. Der Freund kam aus dem Staunen gar nicht heraus. So etwas Herrliches hatte er in seinem Leben noch nicht gesehen. Sie gingen durch das Treibhaus und den großen Empfangsalon, durchquerten das Esszimmer, besichtigten die Bibliothek und landeten schließlich im Schlafzimmer. Auf das Schlafzimmer war Kalle Pettersson besonders stolz.

„Hier werde ich dir nun eine Erfindung zeigen,“ sagte er selbstbewußt, „die Architekten sind nämlich alle fürchtbar dämlich. Siehst du, dort die Wand, ist meine persönliche Erfindung.“

Der Freund strich hin, kraute sich den Kopf und konnte an der Wand nichts besonderes feststellen.

„Wirft du gleich sehen. Ich bin natürlich zu faul, morgens ins Badezimmer zu gehen, und sein Bad muß man doch täglich haben — also, hier strahlte der Hausherr, „habe ich das Badezimmer gleich neben das Schlafzimmer bauen lassen. Ich drücke auf den Knopf, die Wand geht auf und die Badewanne kommt auf Schienen, verstehtst du, bis vor mein Bett gefahren. Ist das nicht großartig?“

Der Freund gab zu, daß das entschieden großartig wäre, und er ähnliches bestimmt noch nie gesehen.

„Schenial, wie?“
„Natürlich, Kalle, schenial!“
„Du glaubst es wohl nicht, wie?“
„Bei deinen Millionen!“
„Ich will es dir aber doch gleich vormachen. Siehst du, und nun —“

Die Wand klappte richtig zurück, die Wanne kam hervorgerollt, richtig auf Schienen und gefüllt mit Wasser, doch in ihr lag — dem Hausherrn erstanden die Worte — Frau Pettersson, die dies nicht vorgeesehen. W. K.

b) Anonyme Briefe.

Zulange stand sie selbstgefällig vor ihrem Spiegel, bereit um auszugehen, als das Mädchen ihr einen Brief brachte, dessen Schriftzüge ihr unbekannt waren.

Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, während sie das anonyme Schreiben las, das sie mit Stummer und Jörn erfüllte. Nur die Anwesenheit des Mädchens veranlaßte sie zur Selbstbeherrschung. Sie bat sie, sich zu entfernen und gab vorläufig ihren Spaziergang auf.

Als sie allein war, durchslog sie noch einmal den Brief, der ihr schonungslos und in knappen Worten mitteilte, daß ihr Mann, ihr Fernand, mit dem sie sieben glückliche Jahre zusammengelebt hatte, täglich zwischen fünf und sieben Uhr eine junge Dame besuche, deren Adresse sogar ganz genau angegeben wurde.

Niemals hatte sie ihrem Manne mißtraut. Er war ihr Abgott, ihr persönlicher Besitz.

Feinlich berührt, ließ sie den Brief fallen.

Das mußte eine gemeine Verleumdung sein. Einfach eine Verleumdung Fernands. Es war unmöglich, ihm eine solche hinterlistige Handlungsweise zuzutrauen. Rein — sie würde sich nicht so weit erniedrigen, ihm nachzuspionieren — und trotzdem . . . nachdem sie der Verzerrung halber stundenlang die allerberöckendsten Abteilungen der verschiedensten Warenhäuser durchwamelt hatte, befand sie sich etwas vor 5 Uhr in einem kleinen, schäbigen Kaffeehaus, dessen Fenster gerade dem im Brief näher bezeichneten Hause gegenüberlagen.

Es war eine kleine, enge Straße hinter dem Trocadero und das Café war viertklassig.

Sie bezahlte ihren Tee mit einem Zehnfrankenschein, den der Kellner mit außerordentlich verständnislosen Lächeln entgegennahm.

Durch die Gardinen der Fensterscheiben versuchte sie irgendeinwas von jenem Mysterium zu entdecken, dessen Fäden sie gern entwirren wollte. Aber — Fernand kam nicht, und So lange war, als es die Sonne wieder neuen Glanz bekommen hätte. Schnell verließ sie das obskure Lokal, in dem sie wachlich nicht vor allerhand unangenehmen Bemerkungen verschont geblieben war.

In einem Auto gelangte sie nach Hause, wo sie Fernand bereits antraf, eher als erwartet. Wie war sie doch glücklich und beschämt. Sie küßte ihn ungewohntlich zärtlich und beklagte sich, wie müde und überanstrengt er aussähe.

„Was fehlt dir denn, mein Liebster, hast du Kummer gehabt?“

„Ach — es war nur ein langer, ungemütlicher Tag, mit Versammlungen und geschäftlichen Schwierigkeiten,“ sagte er ausweichend.

Er konnte ihr doch unmöglich erklären, daß seine schlechte Laune auf einen kurzen Brief zurückzuführen war, in dem seine kleine Freundin ihm geschrieben hatte, daß sie heute leider zwischen 5 und 7 Uhr nicht zu Hause sein könne, weil sie eine kranke Verwandte besuchen müsse.

Zulange fragte nichts mehr. Sie war viel zu glücklich. Nie mehr im Leben würde sie auch nur das geringste auf anonyme Briefe geben. F. P.

Blinder Alarm.

Im Jahre 1866 gab es in London ein Stück, das einen unerhörten Erfolg hatte. Es hieß „Die Karawane oder Der Schärer und sein Hund“ und war von Reynolds verfaßt. Das Stück verdankte seinen Erfolg vielleicht weniger seinen literarischen Qualitäten als der einschmeichelnden Kunst, die dem Text beigegeben war. Deneben war eine der Hauptattraktionen des Stückes . . . ein dressierter Hund namens Carlo.

Eines Abends kloppte der gefeierte Schauspieler Charles Dignam, der den Schärer, die Hauptrolle des Stückes, spielte, bei dem Direktor — der übrigens Sheridan war — und sagte mit niedergeschlagenem Gesicht: „Ja, es ist tiefbedauerlich, wenn ein solcher Erfolg unterbrochen werden muß, aber gegen Krankheit sind wir ja alle machtlos.“

Sheridan sprang auf, in höchster Erregung. „Was sagen Sie, Mensch?“

„Ja,“ erwiderte Dignam betrübt, „ich bin so krank, daß ich mich kaum noch auf den Beinen halten kann!“

„Ach, Sie sind krank,“ sagte der Direktor erleichtert. „Ich habe ja einen so mehlfosen Schreck bekommen. Ich habe, weiß Gott, so dacht, der Hund wäre krank geworden.“

